

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Band: 13 (1923)
Heft: 2

Artikel: Böse Tage
Autor: [s.n.]
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-633687>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 19.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Kleinigkeiten.

Tagebuchnotizen von einer Weihnachtsreise nach Deutschland.

Von Ernst Bütikofer, Zürich.

Weihnachtstag. Potsdam. Es ist halb 12 Uhr vormittags. Die Glocken der Garnisonkirche sollen vorchriftsgemäß „Neb immer Treu und Redlichkeit“ spielen. Aber heute sitzt nicht der Mechanismus der Uhr oben im Turm, sondern ein Künstler und „Stille Nacht, heilige Nacht“ tönt vom Turm hinunter. Am Abend brennt in Berlin im Lustgarten ein riesiger Weihnachtsbaum unterm freien Himmel. Weihnachtsstimmung überall. Ein ganzes Volk scheint Weihnacht zu feiern!

Der kleine Junge des Küsters führt mich durch die Friedenskirche. Er schließt die kleine Sigismundkapelle auf. Ich trete ein und stehe zu meiner Ueberraschung einem Sarg gegenüber. Ganz mit Kränzen bedeckt. Rote Husarenmütze am Kopfende, Reiterdegen zu den Füßen. Der Junge spricht: „Der Sohn der Kaiserin, Prinz Joachim!“ Ich merke es sofort: dieser zwölfjährige Knabe ist ein vollendeter Diplomat! Der Prinz ist nicht der Sohn des Vaters, sondern der Mutter. So verkehrt der Junge weder monarchische, noch republikanische Gefühle. C'est le son qui fait la musique!

Der Pfennig ist tot! Banken und öffentliche Verwaltungen verkünden, daß für sie der Pfennig nicht mehr existiert. Man kann beinahe sagen, daß auch die einzelne Mark nicht mehr existiert. Wenn man in einem Laden nach dem Preis fragt und den Bescheid erhält „Sechs!“, so weiß man genau, daß nicht sechs, sondern sechshundert Mark gemeint sind. Es gibt trotzdem noch Pfennige. Vor den Bank- und Wechselgeschäften Dresdens traf ich wiederholt auf kleine, noch nicht schulpflichtige Kinder. Sie drängen sich an die Ausländer heran und bieten die vor Jahren geprägten eisernen Zehnpfennigstücke an. Vielleicht daß der eine oder andere solches Geld als Karität erwirbt und die Pfennige mit mindestens ebensoviel Mark aufwiegt. Not macht erfindend und Not schafft kleine Valutaspekulanten, die Pfennige in Mark verwandeln wollen.

Am 28. Dezember abends greife ich in einem Café Leipzigs zur Zeitung. Ich lese einen Artikel über deutsche Not und über Wohltätigkeit. Ich vernehme, daß Wohltätigkeitsmarken herausgegeben wurden. Und zwar zwei Werte: 6 und 12 Mark. Verkaufspreis 10 bzw. 20 Mark. Die Differenz fällt der deutschen Alters- und Kinderhilfe zu. Der Artikel schloß mit einem warmen Aufruf, solche Marken zu kaufen. Auflage: 10 Millionen. Ich will am folgenden Morgen auf dem Postbureau des Bahnhofes solche Marken erwerben. Doch der Beamte meint: „Wir haben schon keine mehr. Wenn Sie aber hinausgehen auf den Bahnsteig, so werden Sie dort einen Bahnbeamten treffen, der noch welche hat und sie zu hundert Mark abgibt!“

Ich mache mir meine eigenen Gedanken über eine solche Wohltätigkeit. 12 Mark Grantaturwert, 8 Mark kriegen bedürftige Kinder und Greise und — 80 Mark der Spekulant! Zwar sind auch 100 Mark für mich nur ungefähr 8 Rappen. Aber trotzdem: solche Praktiken unterstütze ich nicht. Auch in Stuttgart waren meine Bemühungen umsonst und erst in Karlsruhe erhielt ich auf der Hauptpost diese allerneuesten Spekulationsobjekte.

In der Dresdener Galerie war es. Ein junges Ehepaar stand vor der sixtinischen Madonna. „Ach diese Puppen, ich kann einfach diese Puppen nicht leiden!“ sagt sie zu ihm. Sie meinte die beiden weltberühmten, naiven, herzigen Engeln. „Ach weißt du,“ antwortete er überlegen,

„die Reproduktionen sind ja alle immer viel besser als die Originale!“ Oh du armer Raphael!

Groß muß die Not sein. Auffallend sind die vielen Inserate, wo höchste Preise für Gold und Silber offeriert werden. Auffallend die vielen Affichen, man bezahle so und so viel für das Gramm Gold. Mander alten Frau fristet nun auf Wochen hinaus eine goldene Broche, zu bessern Zeiten erstanden oder geschenkt erhalten, das Leben. Mander silberne Löffel wird hingetragen zum neugeborenen Edelmetallhändler. Immer nur Stud für Stud, denn die Preise können steigen und gewiß ergötzt man schon das nächste Mal mehr. Ein Zeichen der Zeit ist u. a. auch eine Briefmarkenhandlung an der Königsstraße in Berlin, die Briefmarken beleibt! Wie manche Karität wird wohl dort verpfändet und wie wenige werden rechtzeitig wieder eingelöst werden können! Im Café Posti geht ein sehr elegant gekleideter Mann am Weihnachtsabend von Tisch zu Tisch und bettelt. Wie mag es hinter den Kulissen aussehen?

Ich war auch draußen in Siemensstadt, wo 50,000 Arbeiter und Angestellte im Dienste der gleichen Firma tätig sind. Darunter gegen 200 Blinde. Im Riesenbetrieb hat auch die Humanität Platz gefunden. Und sie hat Mittel und Wege geschaffen, um den Blinden dauernd als Industriearbeiter zu beschäftigen. Man trifft Blinde, die sogar recht komplizierte Maschinen bedienen. Mit großer Liebe für die Sache wurden eine Reihe von überaus sinnreichen Vorrichtungen erfunden, um an der Maschine jede Gefahr für den Blinden von Anfang an auszuschalten. Doch, das ist schon ein Kapitel für sich. Viele Kriegsblinde lassen sich von Hundern nach der Fabrik führen. Beim Durchwandern der Säle wird man häufig von den unter den Arbeitstischen sich befindenden Hundern angebellt. Erfreulicherweise hat das Siemenssche Vorbild eine Reihe von Nachahmungen gefunden. Dauernde Arbeit, vollwertige Eingliederung in die allgemeine Arbeitsordnung, das sind die wertvollen Er rungenschaften für die Blinden. Und sind für sie Licht im Dunkeln!

Es gibt noch Bande, die auch zu Zeiten von Haß und Unruhe untrennbar verknüpfen. Es gibt Mächte, die sich in der ganzen Welt Gemeinden erobern. Ein solches Band, eine solche Macht, fand ich dieses Jahr in der Gruft der Johanniskirche in Leipzig, wo Johann Sebastian Bach schlummert. Wie immer war sein Sarkophag ganz mit Blumen bedeckt. Zuoberst ein prächtiger Kranz. Dabei ein Zettel mit Widmung. Ich trat näher und entdeckte zu meiner Freude und Ueberraschung spanische Worte: „Al maestro de los maestros, ante quien todos los artistas de los tiempos futuros se descubrirán respetuosos. Los hermanos de la Sociedad Bach de Santiago de Chile.“ Muß ich noch übersetzen? Besser ist es schon. „Dem Meister der Meister, vor dem alle Künstler kommender Zeiten ehrfurchtsvoll das Haupt entblößen werden. Die Brüder der Bachgesellschaft von Santiago de Chile.“

Auf keines Königs oder Kaisers Grab habe ich jemals schönere Worte gelesen.

Böse Tage.

Die Ministerkonferenz in Paris hat mit einer katastrophalen Wendung jäh geendet. Bonar Law stellte seine Forderungen auf, Poincaré hielt ihm die feinigsten entgegen, verglich man beide, so staunte man über den tiefen Abgrund, der zwischen beiden klaste, und sah man näher zu, so entdeckte man den längst geahnten Tatbestand: Beide Premiers arbeiteten auf den unvermeidlichen Bruch hin. Paris hatte eingesehen, daß von dem konservativen Regiment in London nicht mehr zu

erwarten sei als von seinem Vorgänger, die neue englische Regierung aber wollte nicht länger die aussichtslosen Konferenzen mitmachen, sondern den Kontinent so viel wie möglich sich selber überlassen, bei einem Ueberborden des französischen Machtwillens aber die Hände frei haben für eine selbständige Aktion, zu einem Bündnis mit irgend einem Partner, der sich anbietet.

Die italienische Regierung wußte offenbar, wie weit die Dinge gediehen seien, und der hinterlistige Mussolini bestrebte sich, die ihm sehr gelegene Situation zu fördern; sobald die Entente förmlich auseinandergegangen ist, kann sich Rom Fall auf Fall dem anschließen, der die größten Vorteile bietet. Um den Bruch rasch und unheilbar zu gestalten, arbeitete die Delegation Della Torrettas einen Vorschlag aus, der sich mit dem französischen in der Pfänderfrage teilweise deckte, obschon er nicht so weit ging wie der französische und die militärischen Sanktionen nicht befürwortete. Immerhin stärkte Mussolini damit die Position des Marschalls Foch, der sich nach so langem Warten endlich wieder an seinen Platz gestellt sieht. Daß die Franzosen die italienische Haltung mit einer Anerkennung quittieren werden, steht zu erwarten. Man kann leicht erraten, worin diese Anerkennung bestehen wird: in der Sicherung der Kohlenvorräte aus dem Ruhrland für die französische und italienische Industrie. Daß sich die Italiener damit ins Schlepptau der französischen Militärs begeben, wiegt scheinbar bei Mussolini nicht allzuschwer. Gegebenenfalls können die Engländer mit ihrer Kohle einspringen, stehen sie doch einer viel zu mächtigen kontinentalen Wirtschaftsmacht gegenüber, wenn es Foch wirklich gelingt, Kohle und Eisen des europäischen Nordwestens unter die Gewalt von Paris zu bringen.

Wir sind nun also so weit, wie man seit einigen Jahren fürchtete, zu kommen. Es ist gut, daß die Entwicklung diesen notwendigen Sprung endlich getan hat. Die einzige Frage ist, ob Frankreich innert nützlicher Frist den eingeschlagenen Weg mit Vernunft rückwärts gehen wird. Die bisherigen Angebote Stinnes an die französischen Unternehmer, da und dort, sei es in Rußland, sei es im Balkan, sei es auch im Wiederaufbaugelände, zusammen zu arbeiten, haben der Pariser-Regierung nie genug Garantien geboten und sind immer zu spät gekommen. Nun wird die französische Armee Hand an das Privateigentum des Stinneskonzerns legen und damit den mächtigsten Mann Deutschlands an der Wurzel seiner privaten Macht packen. Was Wunder, wenn die Zeitungsorgane des Konzerns sich in der ersten Empörung vergaßen und den Franzosen mit der Guerilla drohten, mit den Wegen zur Rache, die ein gepeinigtes Volk noch immer gefunden habe! Die kapitalmächtige Person Stinnes selber wird freilich andere Wege suchen, die gangbarer sind als die katastrophenhaften eines alldeutschen nationalsozialistischen Generalstreiks, der beim Einmarsch der Franzosen auf Kommando aufflammen kann; Zeit gewinnen, bis die russischen Munitionsfabriken genügend Material liefern, Zeit gewinnen, bis die vielen Offiziere hinter der Beresina die Armee genügend organisiert haben, und dann erst loszulegen, dies wird die Parole der Einsichtigeren sein. Die Einsichtigsten freilich werden auch diese Methode als verfehlt verwerfen und etwas anderes vorschlagen: Den Staat, der die militärische Eroberung als eine Notwendigkeit ansieht, soll man ignorieren und die solidarische Wirtschaft aufbauen, ob nun die Grenzen hier oder dort durch gehen. Bloß die Wirtschaft kann den Staat überwinden, bloß die wirtschaftliche Einsicht die unzulängliche politische Methode überwinden.

Man hat freilich auch nicht alle Hoffnung verloren, daß politische Faktoren der französischen Unternehmung zur rechten Zeit hemmend in den Weg treten. Aller Augen richten sich nach den Vereinigten Staaten. Obgleich die Attacke des Senators Borah, sofort eine Abrüstungskonferenz und eine neue Wirtschaftskonferenz einzuberufen, von Harding und Lodge abgeschlagen wurden, schweigen doch die Stimmen nicht mehr, die von einem sicher zu erwartenden Versuch der Vereinigten Staaten, sich Europas anzunehmen, sprechen. Aber was wird der Inhalt der amerikanischen Hilfe sein? Nichts als was im

Interesse Amerikas liegt. Und Amerika hat wie jedes andere Wirtschaftsgebiet, eine Reihe von Interessen, die sich gegenseitig bekämpfen und aufheben. Amerika erwartet von Frankreich wie von England, daß es seine Schulden bezahle, getreu der finanzkapitalistischen Auffassung über Wert und Wesen des Geldes. Es erwartet aber auch, daß Deutschland eines Tages ein mächtiger Abnehmer amerikanischer Produkte sein werde — getreu der handelskapitalistischen Auffassung. Das Handelskapital ist aber vom Finanzkapital abhängig, also überwiegt das Interesse des Finanzkapitals. Und — wenn sich die Grenzen der Wirtschaftsgebiete verschieben, was kümmert dies den Durchschnittsamerikaner? Kann nicht das französische Wirtschaftsgebiet genau um so viel mehr abnehmen, als das deutsche minder kaufen wird, besonders auch, wenn die Franzosen im Stande sind, ihre Schulden zu bezahlen und die eigene Wirtschaft von schweren Lasten zu befreien? Trostlos sind die Aussichten auf die amerikanische Hilfe, fürwahr, und wenn nicht die von der Angst und vom Konkurrenzkampf diktierten Argumente die Oberhand gewinnen, so läßt Amerika in kühler Ueberlegung die europäischen Staatsengrenzen sich verschieben und treibt Handel auf neuer politischer Grundlage, so gut es geht. Nur die eine Möglichkeit steht offen: Wenn Amerika fürchtet, ein neuer Militarismus werde die Welt mit neuen Kriegen erfüllen, so vermag diese Furcht eine Aktion auszulösen. Ueber den Erfolg einer solchen Aktion aber wird man erst sprechen dürfen, wenn sie Tatsache wird.

Es gibt auch Beobachter, die erhoffen von einer englischen Initiative mehr als von der amerikanischen, und ein großer Wunsch beseelt diese Gutgläubigen, die beiden angelsächsischen Mächte würden am Ende zusammengehen und die Aktion Fochs im Entstehungsstadium hemmen. Man bedauert, daß ihre Hoffnung enttäuscht werden muß. Denn die elegante Geste, womit Bonar Law sich von den gemeinsamen Geschäften der Entente zurückgezogen hat, deutet doch an, daß er vorläufig den Dingen den Lauf lassen will. Er stellt die Nichtübereinstimmung beider Standpunkte fest, erklärt, er werde Frankreichs Freund bleiben — und konzentriert seine Kräfte auf die Beobachtung aller Punkte, die Großbritannien interessieren. Und zu diesen Punkten gehört der Rhein erst in zweiter Linie. In erster Linie steht der Tigris, und ebenso wichtig ist die Position von Konstantinopel. Wer die Gerüchte über Vorbereitungen für die Räumung von Konstantinopel von seiten der Engländer aufmerksam verfolgt hat, ahnt darin Ereignisse von unabsehbarer Tragweite. Griechen und Türken bereiten sich vor, den Krieg in Thrazien wieder zu beginnen. Wo wird England stehen? Wollte Bonar Law nicht die traditionelle Politik Englands gegenüber der Türkei wieder aufnehmen? Und bedeutete dies nicht, daß England wieder türkenfreundlich sein werde? Delegierte von Lausanne reisen nach London, um direkt über Mossul zu verhandeln, in Mossul selbst toben Bandenkämpfe — wird England so viel opfern in der Hoffnung, die Türken wieder als Bollwerk gegen die Russen, diesmal gegen die berühmte „Weltrevolution auf dem Umwege über Indien“ zu gewinnen? Und opfert London dies alles, um mit fester Hand in die Geschichte Europas einzugreifen und das durch Frankreich gestörte „Gleichgewicht“, ebenfalls ein Begriff der traditionellen englischen Politik, zu retten? Wir werden ja früh genug erfahren, was die Engländer planen, und ob sie wirklich eitle Hoffnungen auf die Türkei, den Todfeind der englischen Herrschaft im vorderen Asien, setzen. Würden sie dies versuchen, so müßten alle Europäer mitbezahlen. -kh-

Dein Weg sei gerade oder krumm,
Du kommst nicht um das Tor herum,
Dahinter Kreuz an Kreuz sich reiht.
Doch selig, wem die Götter schenken
Die Kraft, die allem Dauer leiht,
Sich durch den Tod hindurchzudenken.

(Thurow.)